

„Meine Musik ist ein Hybrid“

DJ Paul van Dyk über Synthesizer, Party-Rhetorik und den Kirmesfaktor mancher Festivals



Paul van Dyk hat an Mischpulten in Berliner Untergrundclubs angefangen, Platten aufzulegen. Heute bringt er Menschen auf der ganzen Welt zum Tanzen. Vor einem Open Air in Ulm fand er Zeit für ein Gespräch.

THOMAS BLOCK

Ulm. Noch eine halbe Stunde bis zum Auftritt. Vor der großen Bühne in der Ulmer Friedrichsau tanzt das junge Partyvolk. Die Festivalbesucher bewerfen einander gegenseitig mit Farbpulver, suhlen sich in auf dem Open-Air-Gelände verteilten Planschbecken, und kühlen die sonnenverbrannten Schultern mit teurem Bier von der Theke. Paul van Dyk – im schwarzen Kapuzenpulli, in Jeans und Turnschuhen mit BVB-Emblem – sitzt unaufgeregt in einem kleinen weißen Pavillon, den der Veranstalter für ihn als einen der Star-DJs des eintägigen elektronischen Musik-Festivals im Backstage-Bereich hat aufbauen lassen.

Von der Bühne wummern rastlos die Bässe der amerikanischen Band LMFAO in van Dyks Künstlerpavillon, ein paar Zelte weiter spülen hibbelige Crew-Mitglieder Lasagne aus Warmhaltebehältern mit einer Dose Red Bull hinunter, auf dem Parkplatz lassen sich Techno-Jünger Autogramme auf Brust und Hintern schreiben. Während die Spaßkombo LMFAO von einer Bühnenseite zur anderen hüpfen, während sich die Bandmitglieder zu ihrem Hit „I'm Sexy And I Know It“ entleiden und das johlende Publikum zum Mitmachen auffordern, nippt van Dyk an einem Mineralwasser und antwortet konzentriert auf die Interviewfragen.

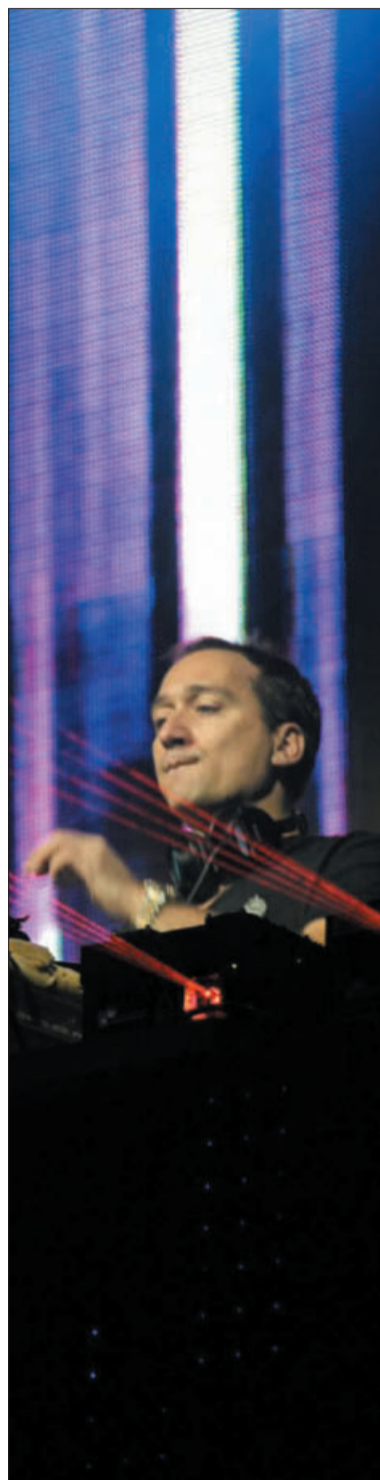
Bei seinem Auftritt eine halbe Stunde später wird auch er hinter einer Wand von Computern und Synthesizern seine Musik spielen, wird bis zur Erschöpfung springen, tanzen und die Fäuste in die Höhe recken. Routine. Seit mehr als 20 Jahren ist er schon als DJ unterwegs: erst in Berliner Untergrundclubs der Techno-Szene, heute bei großen Festivals auf der ganzen Welt.

Bei Ihren Auftritten sieht man Sie vor einer großen LED-Leinwand hinter einem Mischpult stehen. Was machen Sie da eigentlich?

PAUL VAN DYK: Ich arbeite da mit einer Reihe von Geräten und Synthesizern, mit denen ich Musik live bearbeiten kann. Das funktioniert wie eine Bandmaschine: Wenn ich ein Soundedelement ansplele, dann wird das vom Synthesizer vervielfacht und in Schleifen wiederholt. Das erlaubt mir, zur nächsten Klangebene zu gehen und da zum Beispiel Gitarren einfließen zu lassen. So setze ich aus einer großen Auswahl an unterschiedlichen Klängen eine Collage zusammen, die so nur an dem Abend entsteht.

Sie würden sich also als Live-Musiker bezeichnen?

VAN DYK: Ich bin in meiner Vorstellung von Live-Musik klar von Bands, vom Zusammenspiel mehrerer Musiker geprägt. Andererseits



gibt es aber auch Leute, die nur mit Gitarre auf der Bühne stehen. Ich würde meine Musik als Hybrid bezeichnen. Ich kreierte sehr viel live, aber die Versatzstücke kommen aus der Vorproduktion. Das Alleinspielen hat den Vorteil, dass ich nicht mit vier bis fünf Musikern kommunizieren muss. Wenn ich das Gefühl habe, der Break muss noch ein bisschen länger sein, weil die Spannung so intensiver wird, dann kann ich das so einfach machen.

Viele würden Ihren Auftritt alleine aber nicht als Konzert bezeichnen.

VAN DYK: Das ist eine Sichtweise, die viel mit einer rockaffinen Musiksozialisation zu tun hat. Dabei gibt es elektronische Musik in dieser Form schon seit mehr als 20 Jahren, in dieser Zeit hat sich eine eigene Kultur entwickelt. Wir arbeiten zwar mit synthetisch erzeugten Sounds, nichtsdestotrotz muss derjenige, der sie spielt, auch ein Musiker sein. Man drückt ja nicht einfach irgendwo drauf und dann

kommt die Musik da raus. Die Maschinen geben nur das zurück, was ich vorher eingespielt habe.

Wie kann man sich den kreativen Prozess vorstellen?

VAN DYK: Der Schreibprozess ist bei mir nicht anders als bei einer Rockband. Einer meiner besten Freunde ist Johnny McDavid von Snow Patrol. Wir schreiben die ganze Zeit zusammen Musik. Wir sitzen im Studio – er meistens mit Gitarre, ich am Klavier – und dann fangen wir an zu komponieren.

Mit Klavierspielen würde man bei Ihnen nun nicht unbedingt rechnen – die Beats sind doch Ihr dominantes Element. . .

VAN DYK: Die sind das treibende Vehikel. Doch natürlich muss es auch klare Song-Elemente geben. Sonst

„Als ich angefangen habe, war ich der Freak in der Ecke“

würde das nicht funktionieren. Ich habe meine Musik ja auch schon mit klassischen Orchestern gespielt. Das geht nur, wenn eine klare Struktur hinter den Stücken steckt, die man mit Noten erfassen kann.

Sie haben ihre Karriere im Berlin der 90er Jahre begonnen. Da gab es Clubs in besetzten Häusern, Hinterhof-Raves und Ecstasy. Wie viel von dieser Zeit steckt noch im Paul van Dyk, der hier auf der Bühne steht?

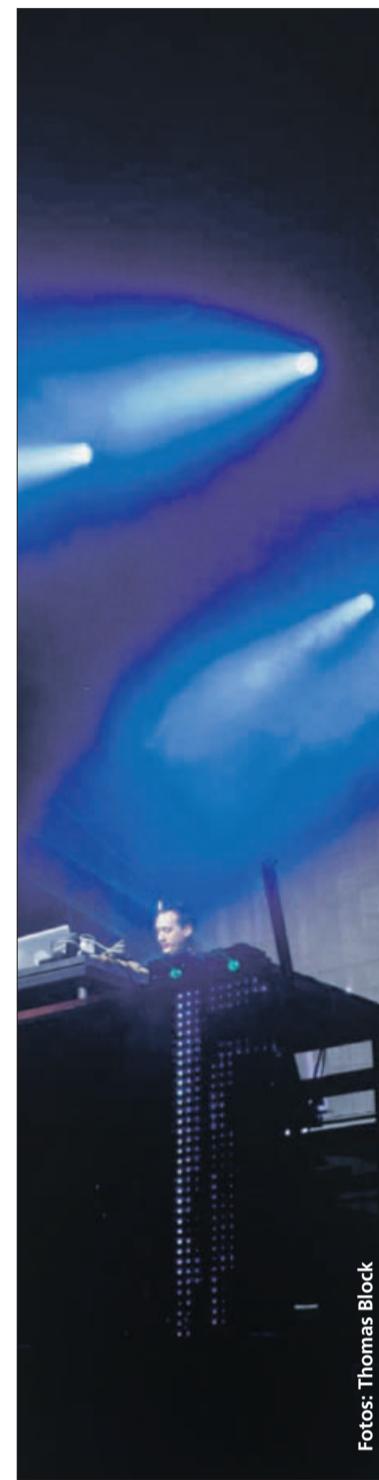
VAN DYK: Was alle Leute aus dieser Zeit verbindet, ist die Passion für elektronische Musik. Es geht nicht um Kirmes- oder Marktschreierelemente, sondern darum, musikalische Substanz unterzubringen. Man wird in meinen Sets niemals „One, two, three, put your fucking hands up in the air“ hören. Das ist für mich das niedrigste intellektuelle Level, auf dem man sich austauschen kann. So etwas passt für mich nicht zu dieser Musik. Wir haben in den letzten Jahren eine sehr poporientierte Variante von elektronischen Sounds gehört. Das hat aber kulturell und substanzuell wenig mit dem zu tun, was ich mache. Ohne das beurteilen zu wollen – das, was da jetzt gerade auf der Bühne passiert, hat mit dem, was ich tue, wirklich gar nichts zu tun.

Wo ist der Hauptunterschied zu Gruppen wie LMFAO?

VAN DYK: Es geht mir darum, eine Idee zu vermitteln, und nicht, mich zum Clown zu machen. Es gibt Kollegen von mir, die es für eine gute Idee halten, Kuchen in die Menge zu schmeißen. Da frage ich mich schon, wo da der künstlerische Anspruch ist.

Teilt das Publikum da Ihre Ansicht?

VAN DYK: Bei Festivals ist es oft so, dass man versucht, seine Vorstellung von dieser Kunstform zu vermitteln. Inwiefern das funktioniert oder nicht, das kann man vorher nie wissen. Der eine oder andere stellt dann hoffentlich fest, dass die Musik Substanz hat. Ich muss mich nicht dem Kirmesfaktor anbequemen. Wenn ich es schaffe, über die Musik zu kommunizieren, dann bin ich zufrieden.



Fotos: Thomas Block

Sie sind gerade erst aus Brno zurückgekommen, vor wenigen Tagen waren Sie in Los Angeles, morgen fliegen Sie nach Nashville – wie stehen Sie das durch?

VAN DYK: Ich versuche, mich so gesund wie möglich zu ernähren.

Hat die elektronische Musikszene also wirklich nichts zu tun mit Sex, Drugs and Rock'n'Roll?

VAN DYK: Es gibt Leute, die solch einen Lebensstil pflegen, allerdings nicht besonders lange. Es ist ja nicht so, als würde ich nicht feiern und Spaß haben. Ich habe mir aber gestern nicht bis zum Umfallen die Kante gegeben, weil ich weiß, dass ich hier heute Abend auch zu performen habe. Und auch hier werde ich mir nicht die Kante geben, weil ich morgen ins Büro muss. Ich mache das wegen der Musik. Als ich angefangen habe, konnte man mit elektronischer Musik nicht reich und berühmt werden. Da war man der Freak in der Ecke, während andere Leute Spaß hatten. Heute ist es oft genau umgekehrt. Das hat mit Musikalität dann manchmal nicht mehr viel zu tun.

Mannheimer Kunsthalle weicht einem Neubau

Mannheim. Der Abriss der Mannheimer Kunsthalle steht nach jahrelanger Planung und trotz Protesten kurz bevor. Am Montag wird die Baustelle eingerichtet. „Wir operieren hier am Herzen Mannheims, das ist allen Baubeteiligten sehr bewusst“, sagt Kunsthallendirektorin Ulrike Lorenz. „Es ist der schönste Platz der Stadt, demzufolge gibt es auch großes Verständnis auf unserer Seite, dass die Bürgerschaft besorgt ist.“ Eine Bürgerinitiative war kürzlich mit einer Petition gegen den Abriss gescheitert. Aus ihrer Sicht ist das Projekt Geldverschwendung. Sie fordert eine Sanierung des Gebäudes aus dem Jahr 1983.

Nach dem Abriss wird mit dem Neubau begonnen, der bis 2017 fertig sein soll. Der entsteht am Vorzeigepplatz der Stadt nahe dem Wasserturm, dem Wahrzeichen Mannheims, und soll 68,3 Millionen Euro kosten. Der größte Teil der Kosten ist über eine 50-Millionen-Euro-Spende abgedeckt. Lorenz wünscht sich eine Kunsthalle von Weltrang: Mit ihrer Sammlung habe die Stadt viel zu bieten – das müsse entsprechend präsentiert werden. „Wir versuchen natürlich dann auch, Wechselausstellungen auf diesem Niveau zu zeigen.“ Der jüngst sanierte Jugendstilbau neben dem von Architekt Hans Mitzlaff 1983 errichteten Mitzlaff-Bau bleibt erhalten. Zur Baustelle hin gebe es Staubmauern. „Sicherheitstechnisch ist die Baustelle komplett vom Jugendstilbau abgekoppelt“, erklärt Lorenz. dpa

NOTIZEN

Herbert Volkmann gestorben

Der Berliner Maler Herbert Volkmann, ein enger Freund Jonathan Meeses, ist im Alter von 60 Jahren in einer Berliner Klinik gestorben. Der Künstler, der jahrzehntlang drogenabhängig war, hatte vor allem in den vergangenen Jahren durch seine expressiven, symbolisch aufgeladenen Prominentenporträts Aufmerksamkeit erregt. 2009 zeigte er zusammen mit Meese in Goslar die Ausstellung „Fleisch ist härter als Stahl“. Vor einem halben Jahr widmete ihm sein Galerist mit „Society Coma“ eine große Einzelausstellung. 1954 in Berlin geboren, war der hochbegabte Kunststudent und Meisterschüler 1978 zunächst in den Fruchtgroßhandel seines Vaters eingestiegen. Nach der Wende verdiente er mit Obst viel Geld und baute damit eine bedeutende Kunstsammlung auf. Nach der Pleite seines Geschäfts 1999 ermutigte



Herbert Volkmann ist gestorben. Das Bild zeigt ihn im April 2008 in Leipzig. Foto: dpa

Meese seinen Freund, das Malen wieder aufzunehmen. Volkmanns von Francis Bacon inspirierte Bilder verbinden Ölmalerei, Magazinausschnitte und Fotos.

Geld für Film-Digitalisierung

Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) stellt im Haushaltsjahr 2014 insgesamt eine Million Euro für die Digitalisierung des nationalen Filmerbes bereit. Sie wolle damit deutsche Filme aus der Vergangenheit vor dem Verfall bewahren. „Die Filme, die gegenwärtig nur analog vorhanden sind, geraten immer mehr in Vergessenheit und verschwinden in unserer digitalen Mediengesellschaft zunehmend von der Kinoleinwand.“ Zudem wird der Ausbau des Bestandskatalogs des Kinemathekverbands mit 200 000 Euro gefördert.

Sherlock-Holmes-Fans feiern

Mit Mütze, Schirm und Pfeife: Zum 160. Geburtstag von Sherlock Holmes haben sich gestern Fans des Meisterdetektivs in Saarbrücken versammelt. Drei Tage wollen sie bei der zweiten „Sherlocon“ – einem Treffen der Deutschen Sherlock-Holmes-Gesellschaft – die Welt des berühmten Schnüfflers erlebbar machen. „Holmes war nie aus der Mode“, sagte einer der Vorsitzenden der Gesellschaft, Olaf Maurer, zum Auftakt. Bis zum Sonntag rechnet er mit mehr als 400 „Sherlockianern“. Auf dem Programm stehen ein Krimidinner, Live-Hörspiele und ein Holmes-Kampfsportworkshop.

Einer der besten seines Fachs

Zur Person Paul van Dyk wurde 1971 als Matthias Paul geboren. Der Berliner DJ und Träger des Landeswettbewerbstitels hatte seine ersten großen Auftritte Anfang der 90er Jahre im seinerzeit sagenumwobenen Club „Tresor“. Unter seinem Künstlernamen prägte er die Techno-Szene entscheidend mit. Heute gilt er als einer der erfolgreichsten DJs der Welt und spielt jährlich vor mehr als drei Millionen Menschen. Das DJ Mag, ein einflussreiches Magazin für elektronische Musik, kürte ihn 2005 und 2006 zum besten DJ der Welt.

Zur Musik Gestern erschien van Dyks neue Single „We Are One“. Seine basslastige, zuweilen sehr harte, mit kurzen Melodien und Gesangseinlagen versetzte Musik wird der Stilrichtung Trance zugeordnet. Er selbst bevorzugt die Bezeichnung elektronische Tanzmusik. In seinem Repertoire finden sich Remixe für Madonna, Rammstein und Depeche Mode.

Termin Am 16. August veranstaltet van Dyk ein eigenes Festival in der Zitadelle Berlin. Infos: www.wereonefestival.com

ROMAN • MICHAL HVORECKY: TOD AUF DER DONAU (FOLGE 55)

Vielleicht war er nur einige Wochen oder Tage alt gewesen, er hatte seine Mutter nie danach gefragt. Doch sie hatte ihm oft erzählt, dass er, kaum dass er im Kinderwagen sitzen konnte, seine Augen nicht mehr vom Fluss lassen konnte; und wenn er diesen länger nicht sah, hätte sein Gesicht irgendwie alt gewirkt, und die Augen glänzten dann feibrig. Er wuchs in Petržalka auf, in einem der schlechteren, vielleicht im schlechtesten aller Plattenbauten, die nahe am Ufer standen. Bei Hochwasser wurden die Keller regelmäßig überschwemmt.

Als sich andere Buben für Spielzeugautos, Computerspiele und Fußballklubs begeisterten, ließ sich Martin vom Fluss entführen. Er verschlang lauter Bücher über die Donau und lernte nach und nach die Helden und berühmten Schiffe kennen, von den Römern, Kelten und fränkischen Kaufleuten, die den Strom mit Schiffen

voller Schätze befahren hatten, bis hin zu mittelalterlichen Rittern und deutschen Kriegsschiffen und sowjetischen Zerstörern. Donaumatrosen aus Ulm, Regensburg und Wien, Abenteurer und Siedler, Händler und Soldaten, Kreuzritter, Kapitane, Admirale und Goldsucher, alle fuhren sie den Strom entlang, mit einem Schwert, einer Fackel oder einem Buch in der Hand.

Die Entscheidung, das alte Dorf abzutragen und eine neue sozialistische Siedlung zu errichten (Petržalka), fiel zur Zeit der Wohnungsnot im Jahre 1973. Martins Vorfahren stammten nicht aus Bratislava. Seine Eltern zogen sehr jung nach dem Krieg in die Hauptstadt. Sie kamen aus dem entlegenen Gebiet bei Arwa im Norden des Landes mit einem der ersten Transporte, der slowakische Siedler aus dem Norden und Osten des Landes brachte. Ihr neues Zuhause nahmen sie verlegen, beinahe schon ängstlich in Besitz. Die Beamten hatten ihnen allerlei Versprechungen gemacht – bald schon, nur durchhal-

ten – eine kleine Wohnung und eine Handvoll Lebensmittellkarten. Sie durften 20 Kilo Gepäck pro Person mitnehmen.

Martins Vater, Jozef Roy, war davon überzeugt, dass die Juden und Karpatendeutschen vor ihrer Aus-



siedlung irgendwo riesige Schätze vergraben hatten – in den Karpaten oder in der Donau. Immerzu grubelte er, wie man die Kisten voller Gold heben könnte. Martins Mutter war der Inbegriff aller Güte und Großzügigkeit. Sie hatte müde Augen, glatte Haare, einen schweren Busen und einen dicken Bauch. Ihr Kopf neigte sich vom langen Schweigen. Sie war gut in Handarbeiten, zahlreiche Haushalte im Plattenbau hatten ihre gewebten Decken auf ihren Resopaltischen – Plattenbau und Volkskunst fanden zueinander.

Martins Vater war ein leidenschaftlicher Fischer, sein großartiger Fang wurde sogar in Zeitungen abgesehen. Der Donauabschnitt zwischen Bratislava und Komárno war schon immer ein fischreiches Revier gewesen. Der Strom wird hier etwas langsamer, kämpft sich durch tausendjährige Ablagerungen hindurch. Kaviar war seinerzeit alltäglicher Bestandteil der Speisekarte, selbst für die ärmsten Familien der Stadt war das nichts Besonderes. Jozef war am liebsten mit seiner Angel unterwegs, in Gummistiefeln, einem ausgebleichten Arbeitsgewand und einem Strohhut mit schwarzer Schleife. Martin begleitete ihn immer, auch wenn er dafür um vier Uhr früh aufstehen musste. Sein Vater fing Karpfen, Schleie, Brachsen, Zander und manchmal auch Hechte.

Am liebsten war ihm, wenn vollkommene Stille herrschte, denn mit Gesprächen wurden nur die Fische verschreckt. Er trank langsam sein Bier und beobachtete die Bewegung seiner Rute, um den Augen-

blick, wo so ein Fisch anbeißt, ja nicht zu verpassen. Er fischte auch mit Harpunen und den bloßen Händen.

Die gefangenen Fische öffneten verzweifelt ihre Mäuler. Der Vater zog sie, einen nach dem anderen, mit dem Kopf voran aus dem Wasser, zwei Finger unter deren Kiemen gesteckt. Zu Hause aßen sie außer Fisch auch noch Flusskrebse. Der Tisch war nach so einem Abendessen übersät von Panzern, Scheren, Schwänzen und Brotkrumen.

Jeder Fischer in Bratislava träumte davon, einmal einen Stör zu fangen. Der legendäre Fisch war schon den Römern bekannt. Damals soll er bis zu zehn Meter groß geworden und regelmäßig den Strom aufwärts gezogen sein. Noch vor hundert Jahren waren in Wien mehrere Fischhändler nur auf Störfleisch spezialisiert, und die kapitalsten Stücke wurden bis nach München, Krakau und noch weiter ausgeliefert. Fortsetzung folgt

© 2012 Tropen, Stuttgart